


Nr. 133. Bromberg, den 12. Juni 1930.

# Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.



(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In eben diesem Augenblick kam die Demoiselle Wagener mit ihrer Freundin, Demoiselle Krüger, der Naiven, den Alten Wall herunter und verhielt wie unwillkürlich den Schritt.

„Ah, Herr Heinecken! Sieht man Sie auch einmal. Da kann ich doch meinen herzlichsten Glückwunsch aussprechen. Ihnen und Ihrem Fräulein Braut."

Adelheid neigte den Kopf und sah ihren Verlobten an. Er mußte die Damen miteinander bekanntmachen, es ging nicht gut anders.

„Wir sind einander wohl nicht mehr fremd", lächelte die Wagener zu Adelheid hinauf. „Ich sah Sie schon letzten Winter verschiedentlich im Theater, Fräulein Sprekelsen. Und ich sah einmal, ich gab die Maria Stuart, Tränen in diesen schönen Augen. Das war an jenem Abend mein größter und mich beglückendster Erfolg."

„Sie hatten mich tief bewegt, Fräulein Wagener. Ich danke Ihnen noch in der Erinnerung für jene Stunden."

„Möchten Ihnen nie Tränen fließen, Fräulein Sprekelsen, die bitterer brennen. — Aber Satan, wie schnaubst du denn? Bist du noch immer so ungeduldig, du wildes Tier? — Er hätte mich einmal fast um das Leben gebracht, Fräulein Sprekelsen. Ich fuhr mit Herrn Heinecken nach Reinbek hinaus — den Weg muß er Sie auch einmal fahren — und Satan scheute vor einem aufgeregten Huhn, das durchaus zwischen seine Füße rennen wollte. Es wäre nicht gut gegangen, wenn Herr Heinecken nicht Muskeln von Stahl besäße. So kamen wir noch mit dem Leben davon. Aber der Schreck lag mir drei Tage in den Gliedern. Seitdem konnte ich mich nicht entschließen, diesen Wagen wieder zu besteigen."

Eine kleine Kunstpause. „Ich hoffe, es ist Ihnen nicht unlieb, daß auch ich Gelegenheit hatte, die Fahrkunst Ihres Herrn Bräutigams zu bewundern."

Mit vollkommener Haltung entgegnete die junge Braut: „Aber gewiß nicht. Ich weiß, wie mein Verlobter das Theater und die Künstler bewundert. Ich kann viel von ihm lernen in allen Dingen der Kunst. Und wenn er seinen Dank auf solche Weise denen zum Ausdruck brachte, die ihm schöne Stunden bereiteten, tat er, was alle tun sollten, die im Theater unseren großen Dichtern nahe treten dürfen."

„Sie haben eine vornehme Auffassung von Dingen und Menschen, Fräulein Sprekelsen. Au revoir."

Die beiden Schauspielerinnen schritten weiter, Heinecken gab dem ungeduldigen Pferd die Zügel frei, und das stob die Straße hin, so schnell es die herrische Hand des Lenkers duldete.

Wohl eine Viertelstunde wurden nur vereinzelte Worte gewechselt. In den belebten Straßen hatte Heinecken genug mit dem Tier zu tun, und Adelheid sah nach allen Seiten über die Menschen hin und erwiderte mit Lächeln die vielen Grüße der Bekannten.

Erst als sie nach Hamm hinauslenkten und auf weiten Umwegen zwischen den dichten grünen Reddern Wandsbek zufuhren, als der tiefe Sand der Landwege Satans Feuer ermüdete, kamen sie in ein Gespräch. Doch Johanns schweigsame Anwesenheit auf dem Rücksitz ließ sie an den Äußerlichkeiten des Tages bleiben.

Erst im Wandsbeker Gehölz, wo die schmalen, stillen Wege zum Absteigen und Wandern lockten, wurde das anders. Johann bekam Order, langsam zum alten Posthaus zu lenken und dort das Tier einzustellen, bis die Herrschaften nachkommen würden.

Dann gingen die beiden Menschen, zum erstenmal in ungestörtem Alleinsein, hinein in das Holz. Die Buchen des Unterholzes waren so dicht begrünt, daß man den Weg nur wenige Schritte weit übersehen konnte. Er zog sich in Schlängellinien. Ein winziges Wässerlein, das nebenher floß, war von dem Kraut der Anemonen und wilden Veilchen umstanden, plätscherte über jeden Kiesel und hatte es sehr eilig und sehr wichtig.

In den Kronen gurrten Wildtauben, und ein Eichhörnchen schoß an den schlanken Stämmen in die Höhe. Menschen waren nicht zu sehen, denn an Wochentagen geht der Hamburger nicht draußen spazieren. Es mußte Sonntag sein und Tanzmusik in Jüthorn, um die Menschenmassen hinauszulocken in das kleine waldumschlossene Landstädtchen.

Adelheid sah mit stillen Augen um sich her. Das war schön! Das war Frieden und süße Heimlichkeit. Wenn nur nicht da drinnen das Herz so dumm gestoßen hätte. — Man mußte darüber kommen. Natürlich mußte man das. Man war ja nicht so dumm, wie Vater und Tante dachten und anscheinend auch der Verlobte. Man wußte vom Leben, man ahnte noch mehr, als man wußte. Und man trug in der Stille nicht leicht um dies Wissen.

„Wie sanft und rein ihre Züge sind", dachte der Mann, der — die Hand der Braut leicht tändelnd — sie von der Seite beobachtete. „Wie ahnungslos sie allem gegenübersteht, was Leben heißt. Fast ist es Sünde, sie so ahnungslos zu lassen. Aber wenn sie manches wüßte — — junge Mädchen wollen geschont sein."

Er konnte es trotzdem nicht lassen, den Namen zu nennen, der ihnen beiden durch die Gedanken ging.

„Die Demoiselle Wagener machte aus einer kleinen Unruhe des Satans vorhin eine lebensgefährliche Aktion. Vielleicht hast du künftig Furcht, wenn wir mit dem Tier fahren."

„O nein. Ich habe weiter keine Furcht. Ich denke, die Demoiselle und so — — — ich meine — das ist abgetan."

„Adelheid!" Heinecken stand still. Es hatte ihm einen Ruck gegeben. „Wie meinst du das?"

Sie sah zu ihm auf. Etwas Dunkles war in den Augen, doch der Blick klar und fest. „Du weißt schon, wie ich das meine."

„Die Menschen haben dir etwas zugetragen?"

„Ja, die Menschen. Gute und schlechte. Aber das ist ja alles vorüber."

„Ja, selbstverständlich ist das alles vorüber. Wir Männer haben in unserem Leben alle unruhige, leichtsinnige Tage —"

„Ich weiß wohl. Du hättest aber nicht um mich geworben, wenn das nicht abgetan wäre." Ein felsenfestes Vertrauen sprach aus Wort und Blick. Dem reifen Manne war zumut, als sehe er zum erstenmal tief in eine reine Mädchenseele. Sie hatte das gewußt, und hatte — das junge Ding — nicht mit einer Wimper gezuckt, als sie vorhin der andern gegenüberstand. Und hatte geantwortet, so höflich und beherrscht, wie es mancher reifen Frau nicht möglich gewesen wäre!

Es kam ihm, daß sie recht gehabt haben mochte, als sie sagte, da hinter den Oleandern: „Ich kenne dich vielleicht besser als du mich."

„Ich wußte, daß ich mir einen Schatz errang, als du mir dein Jawort gabst, mein geliebtes Mädchen. Aber wie groß der Schatz ist, das erkenne ich erst jetzt. Jetzt wollte ich, ich wäre zwanzig Jahre jünger, und das Leben läge noch ungelebt und ohne Staub und Flecken vor mir, daß wir zusammen seinen ganzen Weg gehen könnten."

„Sei nur zufrieden, wie es ist. Daß du, der so viele gekannt hat und der die Wahl hatte zwischen allen hier in der Stadt und draußen, daß du mich haben willst, mich junges, dummes Ding, und daß du mich lieb hast, das ist wie eine Krone, die du mir gibst. Ob wir noch zehn Jahre zusammen leben oder dreißig oder vierzig — das Leben hat mir das Höchste gegeben."

Langsam gingen sie die Wege hin, sein Arm um ihre Schulter, ihr Kopf zu ihm geneigt, bisweilen fiel ein leises Liebeswort, bisweilen standen sie und sahen sich in die Augen, und die Lippen suchten einander, und um sie her war Sommersonne und Waldeinsamkeit und heiliger Frieden.

„Heute beginnt mein Glück", sagte das Mädchen einmal leise.

„Heute erst?"

„Das andere war alles noch wie ein Warten. Zwischen uns stand eine Glaswand, die ist nun gefallen."

„Ich will sorgen, daß sie nie wieder aufwächst."

„Und wirst du mich auch teilnehmen lassen an deinen Plänen und Geschäften?"

„Muß auch das sein?"

„Sonst gehörst du mir nicht ganz."

„Es sind oft sehr langweilige Dinge."

„Was du planst, ist nie langweilig. Die andern — die verstehen dich nur nicht." Heinicken lachte. — „Du kannst gern lachen. Ich hab' es doch gehört, wie Onkel Averdieck und Papa davon sprachen, daß du und Doktor Sieveking wolltet, wir Hamburger sollten ferne Inseln erwerben — wart' nur, ich weiß auch den Namen — ja, die Chathamsinseln, und dann würden wir erst als Handelsstadt die richtige Bedeutung bekommen."

„Sie lachten, als sie darüber sprachen, nicht?"

„Nein, sie lachten nicht, aber sie schüttelten den Kopf. Sie sagten, ihr zwei, ihr wäret von denen, denen die Heimat zu eng wäre, und ihr wolltet Hamburg mit Gewalt ein neues Kleid schaffen, das ihm zu groß sein würde."

„Es hat, so lange Hamburg steht, hier immer zwei Parteien gegeben. Die eine, die nur erhalten will, die andere, die vorwärts drängt. Die eine sagt: So war es von alters her, und wir sind gut dabei gefahren — die andere ruft: Neues, Neues. Das Alte überlebt sich, wir wollen auf dem Alten neue Burgen bauen. — Und da kommt es zu Reibereien, bis das Neue sich sieghaft durchgesetzt hat. Denn wären wir nie vorwärts gegangen, Hamburg wäre längst versumpft."

„Du bist von denen, die vorwärts gehen. — Und der Vater steht auf dem Alten. — Sie sagten damals auch —" Ein Stocken.

„Sprich offen aus, was sie sagten. Es interessiert mich, es kränkt mich nicht."

„Es war Onkel Averdieck. Er sagte, du wolltest ein Welthaus bauen. So wie die Häuser in London wären und in Paris, und wie sie früher vielleicht auch oft hier gewesen wären. Wie es bei uns noch die Jänisch sind, und Godeffroys und Schröders. Aber das sei ein waghalsiges Unternehmen."

„Und wenn es gelingt, dann hab' ich es nicht für mich gebaut, sondern ebenso gut für die Heimat. Denn das ist Hamburgs Stolz und Glück, daß alles Schaffen des Einzelnen im Ganzen begründet ist und dem Ganzen dient. Je mehr große Häuser, um so mehr Waren, je mehr Waren, um so mehr Schiffe. Aber wir müssen alle Schiffe selber bauen hier an der Elbe. Und wir müssen uns große Kais anlegen, wie sie London hat, und unsere Firmen müssen ihre Vertreter im Ausland haben in eigenen Stationen — wir müssen wieder werden, was wir vor Jahrhunderten waren, Mitherrscher auf dem Weltmarkt, nicht nur geduldete und heimlich gestoßene Arbeiter. Ich bin zu lange draußen gewesen, um mich begnügen zu können. Ich sah, wie man drüben vor England den Hut zieht und den Rücken krümmt, und sah auch, wie man den Deutschen als lästigen Eindringling ansah. Und doch hat England erst durch uns gelernt, seinen Markt zu gründen und seine Schiffe zu bauen." — Er hatte sich heiß gesprochen, stand wieder still, nahm den Hut ab, wischte die Stirn, in die das dicke, lockige Haar hineinfiel und sprang ab. „Das ist alles etwas für die Winterabende, wenn ich vom Geschäft komme. Jetzt wollen wir den schönen Tag genießen. Drüben sieht das alte Posthaus schon durch die Bäume. Wir müssen zurückfahren. Aber wir machen noch einen Umweg über die Brücke an der Holzmühle und nachher fahren wir über Wendemut, da stehen die schönsten Pappeln in der ganzen Umgegend."

„Wie du willst." — Und es sang in Adelheids Brust: Wieder ein Stück näher zueinander gekommen.

*

Die Leute, die von dieser jungen Ehe etwas ganz Besonderes erwartet hatten, kamen nicht auf ihre Kosten.

Heineckens lebten die ersten sechs Wochen still für sich, machten dann die notwendigen Besuche und nahmen, als der Winter kam, am gesellschaftlichen Leben teil, ohne über den üblichen Rahmen hinauszugehen.

Aber Sprekelsen traute seinem Schwiegersohn doch nicht. „Wenn er nur nicht immer diese weltstürmenden Ideen hätte", sagte er zu seiner Schwester. „Nun wieder die Farbholzmühle da in Wandsbek, fünfzigtausend Taler hat er da hineingesteckt, sagt Peemöller. Und wie ich ihn darauf anspreche, macht er so seine großartige Handbewegung: Bester Schwiegervater — eine ganz einfache Sache."

„Er hat ja anderthalb —"

„Millionen. Weiß ich. Wenn er sie verpulvert hat, hat er gar nichts. Na, ich hab' ihn nun mal als Schwiegersohn und kann ihn nicht wieder abschaffen." Sprekelsen lief zur Börse und ärgerte sich über Peemöller, der ihn gleich stellte. „Wissen Sie schon? Ihr Schwiegersohn hat für die Eisenbahn nach Berlin über Hagenow vierzigtausend Taler gezeichnet."

„Hagenow? Hab' ich im Leben nichts von gehört."

„Ist ein mecklenburgisches Nest. Wird aber jetzt Knotenpunkt für die Bahn."

„Ja, ja. Muß jetzt alles mit Dampf gehen. Passen Sie mal auf, Peemöller, diese ganze Dampfgeschichte, die geht noch mal in die Luft."

Er brummte und murrte, und Makler Peemöller lief weiter und erzählte überall: „Sprekelsen kann sich wieder mal nicht in die Zeit finden. Na, der wird an seinem Schwiegersohn noch das blaue Wunder erleben." Und Hamburg freute sich.

Heinecken ließ den Alten murren. Das war so ein kleines Opfer an die Schicksalsgötter für all das Glück, das sie ihm gegeben. Solch Glück hatte er nicht erwartet, als er um Adelheid warb. Von Tag zu Tag stieg seine Liebe für die junge Frau, denn aus der leidenschaftlichen Verliebtheit, die in den letzten Wochen des Brautstandes erwachsen war, wurde eine tiefe Herzensliebe. —

Und wie sie es verstand, den Jungen zu nehmen! Am ersten Oktober war Paul als jüngster Lehrling bei Sprekelsen eingetreten. Drei Tage vorher siedelte er in das väterliche Haus über. Adelheid hatte es einzurichten gewußt, daß Paul seinen Einzug um die Mittagszeit hielt, als Heinecken auf der Börse war.

Wie er in das Haus kam, trat sie ihm schon auf dem Flur entgegen. „Willkommen, Paul. Ich bringe dich selber in deine Zimmer. Du mußt mir doch sagen, wie sie dir gefallen."

„Danke", sagte er steif.

(Fortsetzung folgt)

# Radziwills Bär.

Von Julian Ejsmond-Warschau.

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

(Schluß.)

III.

Der Waldeshauch, der bis zum Hof von Nieświez gedrungen war, hatte ihm auf seinen Ätherschwingen den duftigen Liebesruf des Waldes überbracht, einen starken und allmächtigen Befehl. Als Petz schon im Wald war — allein und frei — war jede Blume und jeder Vogel, alles um ihn und alles über ihm liebestrunken.

Und so begann denn auch Petz alsbald sich nach einer dunkelzottigen Geliebten zu sehnen und suchte sie in den unzugänglichen Dickichten, bis er sie gefunden hatte und sich mit ihr in grenzenloser und heißer Liebesglut vereinte.

Das waren die süßesten Augenblicke seines Lebens. Liebe und Jagd erfüllten seine Tage und Nächte .... Er liebte und jagte ... Niemand im Urwald wagte es, sich mit ihm zu messen. Er war der Allerstärkste. Er zerriß Schafe und streckte Ochsen und Kühe mit einem Schlage seiner mächtigen Pranken zu Boden. Er ward der Schrecken der Hirten, der böse Geist der Waldweiden, Verheerer der Haferfelder und der Bienenstöcke ...

Seine große Klugheit aber ließ ihn tückische Fanggruben und mit Moos überdeckte Löcher vermeiden, denn er hatte das ihm in früher Jugend widerfahrene Unglück nicht vergessen ...

*

Er vertraute seiner Allmacht, so wie er einst der Allmacht seiner Mutter vertraut hatte. Die ganze Welt erschien ihm wie ein furchtsames Schaf, das er durch seine ungebändigte Kraft zu Boden strecken konnte. Und allmählich verlor er alle Furcht und unterließ jede Vorsicht, bis er an einem Septembermorgen, als er in eine Schafhürde eingebrochen war, keinen Ausgang aus ihr fand. Vergeblich versuchte er, das hohe Pfahlwerk umzuwerfen oder zu überspringen. Er empfand Zorn, Furcht und Wut, denn er begriff, daß er in eine Falle geraten war.

Nach blutigem Kampf wurde er gefesselt und in einen engen Käfig eingesperrt. Und obwohl er wußte, daß der Tod ihm nicht drohte, zitterte er doch vor Angst, daß er wieder der Sklave menschlicher Launen sein werde. Doch fürchtete er nicht, hungern zu müssen — er hatte die Radziwillschen Speisekammern in guter Erinnerung. Sein Erstaunen war deshalb nicht gering, als man ihm in dem engen und unbequemen Käfig weder zu essen noch zu trinken gab.

Es waren aber damals böse Zeiten für das große Haarwild, als auf Befehl des Fürsten Karl die Leute in der Wildnis Bären, Wildschweine und Wölfe vor Beginn der großen Jagden in Netzen und Gruben fingen, um sie aus goldenen Käfigen vor dem Altan ihres Herrn herauszulassen. Es sollte aber keine gewöhnliche Jagd stattfinden: der König selbst kam zu ihr nach Nieświez, der Glanz der Königskrone sollte in den litauischen Wäldern erstrahlen ..

*

Auf dem mit Teppichen bedeckten goldenen Altan saß Radziwills erlauchter Gast Stanislaus August. Neben dem König hatten der Kastellan von Troki, der Unterkanzler von Litauen und General Konarzewski Platz genommen. Unten aber standen mit Hirschfängern und Jagdspießen der General der Artillerie Sapieha, Szydlowski und Judycki. Der Wojewode Fürst Radziwill hatte ein Pferd bestiegen, das er nach Jägerart tummelte, wobei er immer wieder ausrief: „Das wäre ja noch schöner, liebes Herrchen, wenn ich hier mit verschränkten Armen zuschauen würde. In mir kocht das Blut.“

Zuerst kamen die Wölfe an die Reihe. Von einem Hochstand auf dem Söller konnte der König bequem auf sie Dampf machen. Die Wölfe fielen nach den Schüssen Seiner Majestät, wenn auch böse Zungen behaupteten, daß die Gewehrläufe Szydlowskis häufig geraucht und das Echo der Schüsse des Königs begleitet hätten.

Radziwill war mißgelaunt. „Lieber Mann“, rief er dem Wildmeister zu, „deine Wölfe da leiden wohl an der Schwindsucht, was? Oder warum sind die Bestien denn sonst so langsam, lieber Mann? Laß die Bären heraus! Der König soll wenigstens einen schießen.“

Der Wildmeister sprang in das Dickicht, wo sich die Käfige und die Hunde befanden.

*

Er dachte zuerst, daß es ein Turnier sei wie in alten Zeiten. Das Gezeter der Menschen machte ihn unruhig und das Hundegebell versetzte ihn in Zorn. Als der Käfig geöffnet wurde, wollte er ihn nicht verlassen. Als man aber mit Spießen auf ihn losstach, stürzte er sich wie ein Sturmwind in den dichten Knäuel der bissigen Hunde, riß sie rechts und links, daß die Eingeweide herausquollen, tötete Hunde und Pferde und verwundete die feindliche Menschenmenge. Blitzschnell stürmte er unaufhaltsam wie ein Orkan auf den Hochstand zu, wo sich der König befand.

Es war einer von den Augenblicken, wo die Zeit in ihrem Lauf stille zu stehen scheint, eine von jenen Sekunden, die eine Ewigkeit währen. „Rettet den König!“ schrie jemand entsetzt. Dann wurde es still.

Radziwill eilte mit seinem Hirschfänger herzu, und plötzlich geschah etwas höchst Merkwürdiges. Das Tier sah den Fürsten unten vor dem Altan. Es erkannte seinen früheren Herrn. Sein Zorn schwand. Es wollte bei seinem Herrn Schutz suchen vor der Raserei seiner grausamen Verfolger. Arglos ging der Bär auf den Fürsten zu, indem er sich gegen die wütenden Hunde wehrte, fast erfreut ...

Aber in diesem Augenblick bohrten sich zehn Jagdspieße in seinen unglücklichen Körper. Er fühlte einen schrecklichen, tödlichen Schmerz ... Er hörte, wie der Fürst schmerzlich aufschrie ... Der Herr von Nieświez erkannte den Studenten von Smorgonie wieder — doch es war zu spät!. Zitternd stürzte er zu Füßen seines Herrn nieder, ein Nebel legte sich auf seine Augen, die wütende Meute bedeckte ihn mit einem dichten Knäuel von Leibern, blutige Rachen zerfleischten ihn und rissen ihn in Stücke. — Er verendete.

Und als sein blutiger Körper so dalag, zerfetzt zu Füßen des Königs, entflog die freie und stolze Seele des Bären in die wilden Waldreviere, die der Herbst mit tausend herrlichen Farben geschmückt hatte ... Sie entschwebte in das Land seiner Kindheit, in das Land der Sümpfe und in das Waldesdickicht, wo keine Fanggrube auf den Bewohner des Urwaldes lauert und keine Arglist der Menschen.

---

# Einkehr in Sesenheim.

Skizze von Th. Vogel-Schweinfurt.

Der da auf dem einsamen Weg durch das ebene Land reitet, ist der junge Wolfgang Goethe. Er kennt den Weg, der den fernen Waldhöhen der Rheinberge zuläuft und ihn durch das friedliche Wiesental nach Sesenheim führt, zu dem Pfarrhaus und den heimlichen Sehnsüchten seiner Jugend.

Da er am späten Nachmittag mit Karl August auf Straßburg zuritt, sind diese Sehnsüchte in seiner Seele Macht geworden. Er hat sich beurlauben lassen, ist seitab geritten nach Sesenheim, auch da er gewußt hat, daß es ihn einen nächtlichen Ritt kosten würde, um den Freund wieder einzuholen. Aber er hat reiten müssen, weil es eine Stimme in seiner Brust von ihm will: Das, was er einst verlassen hat, zu grüßen, zu versöhnen und den Notwendigkeiten seines Lebens einzufügen.

Schon oft ritt er den Weg, langsam und eilend, erwartungsvoll und bangend, wie es eben just um sein Herz stand. Aber nie hat es so seltsam gepocht und seine Brust warm gemacht wie in dieser Stunde.

Die Dämmerung ist hereingebrochen, als er endlich vor dem Pfarrhaus hält, vor dem verwinkelten alten Haus, um das er sich einst mit seinen Zeichnungen und Rissen so viel Mühe gegeben, vor dem großen Garten, in dessen Schatten er oft wanderte. Langsam läßt er sich aus dem Sattel gleiten, schlingt die Zügel um den Zaunpfahl und steigt die steinerne Treppe hinauf, um an der Haustüre zu pochen. Und wartet in seliger Befangenheit, daß sie geöffnet wird.

So dunkel und dämmerig es ist, Friederike Brion, die auf der Schwelle steht, erkennt ihn.

In lieblichem Erstaunen und doch wehmütiger Überraschung fragt sie leise: „Du bist es, Wolfgang? Komm, tritt ein! Du wirst müde sein von dem Ritt."

Und alles ist wie früher.

Der alte Pfarrer begrüßt den späten Gast und hält dessen Rechte lange in den Händen. Die Mutter tritt herzu und heißt ihn willkommen: „Ihr bleibt zur Nacht hier!" meint sie, ohne seine Antwort abzuwarten, und heißt die Magd das Gastbett richten. Der Bruder Friederikens, der nun Student ist, kommt ins Zimmer, schüttelt dem alten Freund die Hand und geht, um den Schimmel in den Stall zu führen. Der Gast kommt kaum zu Wort vor dieser warmen und herzlichen Wiedersehensfreude. Er muß immerzu in seinem Innern denken, da er mit den anderen um den Tisch sitzt, wie unendlich wohl ihm die Art dieser stillen und guten Menschen tut.

Sie sprechen von vergangenen Zeiten.

Einmal sagt der Alte: „Ihr seid jünger geworden."

Goethe erschrickt vor diesem Wort, so friedlich es gesprochen und gemeint ist. Er muß daran denken, daß hier in diesem Kreis die Zeit stille gestanden hat, während er durch das Leben jagen mußte. Und ihm kommt auf einmal zum Bewußtsein, daß man nur dann jung bleibt, wenn man im Strom der Welt treibt und die stillen Inseln meidet.

Die Freunde führen ihn durch das Haus. Er muß alles bewundern, besehen und begrüßen, dem alten Knecht und dem Barbier und den Nachbarn, die gekommen sind, die Hand drücken. Schließlich sagt er in später Stunde, und schaut dabei bittend und sehnsüchtig nach Friederike hin: „Nun will ich auch den Garten wiedersehen!"

Lächelnd nickt das Mädchen Gewährung und führt ihn auf die alten, bekannten Pfade und in jede Laube. Die Nacht ist köstlich vom Mond erhellt.

„Ach! Es ist so gut hier . . ." murmelt der Gast und greift beinahe unbewußt nach der Hand seiner Begleiterin: „Du bist so gut!"

Wenn es Tag wäre, würde Wolfgang sehen können, wie das Mädchen wehmütig lächelt und eine Träne im Auge verhält. So aber löst es die Hand aus der seinen und führt ihn zu der Laube am Ende des Gartens. Hier rasten sie eine Weile, ohne die Stille zu stören, die doch so voller unendlich vieler Worte ist.

„Rickchen, wie geht es dir?" fragt endlich Wolfgang leise und zögernd. Er bekommt keine Antwort. Da weiß er, daß er jetzt tapfer und mutig sein muß und daß ihm das Schicksal gebietet zu sprechen: „Rickchen . . . Du hast mich ehemals lieb gehabt, schöner, als ich es verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendete. Ich habe dich verlassen — und wie ich hernach, später, vernahm, in einem Augenblick, da es dir bitter ans Leben ging, — Rickchen — bist du mir böse?"

Da sagt Friederike Brion: „Ach Wolfgang . . . Warum davon sprechen: Ich bin dir nie böse gewesen!"

Goethe spürt, daß mit solchen Worten das Mädchen nicht nur seine Seele verhüllen will, sondern daß es die Wahrheit spricht. Eine Welle heißer Dankbarkeit quillt in seinem Herzen auf. In Zagheit fragt er weiter: „Und wie geht es dir jetzt?"

„Wie soll es mir gehen? Neulich war Lenz da aus Straßburg. Er wollte deine Briefe sehen und hat sehr verliebt in mich getan . . . Aber er ging wieder. So gehen sie alle wieder, und es ist gut so."

„Rickchen . . ." murmelt er.

Aber da schlägt in der Tiefe des Gartens eine Nachtigall. Ihr Lied ist unendlicher Süße voll. Friederike gibt dem Freunde ein Zeichen, stille zu sein. „Ich lausche ihr gerne: Man wird so wunschlos dabei, so friedlich und still", flüstert sie.

Da nimmt Goethe ihre Hand und küßt sie beinahe fromm und andächtig. Er muß sprechen, und es ist ein Zittern in seiner Stimme, die er sonst immer in der Gewalt hat: „Ich habe dir soviel zu danken!"

Aber Friederike Brion sagt darauf fest und sicher: „Nein, Wolfgang, ich dir! Ich habe dir zu danken . . ."

Sie erhebt sich von der Bank: „Es wird spät und kalt. Wir wollen ins Haus gehen, Wolfgang."

Dort liegt er in der Kammer und in dem Bett, in dem er schon so oft genächtigt hat. Und in der einsamen und besinnlichen Stunde zwischen Wachen und Einschlafen wird die Stimme seines Herzens, die Erinnerung lebendig und hält Zwiesprache mit dem Schicksal.

Er erkennt in seliger Klarheit, daß ein gütiges Geschick ihm solche Menschen an seinen Lebensweg beschieden hat, denen aus Liebe und Leid und aus Leid Größe und Reichtum der Seele wird. Er erkennt, daß ihn die Götter lieben, weil auch da, wo er verwundet, Blüten der Menschlichkeit kommen.

So hält er Versöhnung mit diesem Erlebnis seiner Jugend und darf sich selber frei sprechen von aller Schuld.

Am Morgen scheidet er aus dem gastlichen Pfarrhaus. Freundliche Gesichter schauen ihm nach, und herzliche Wünsche für di eReise begleiten ihn. Er reitet in den anbrechenden Tag hinein, in scharfem Trab, um die Freunde einzuholen. Eine seltsame Freude, Mut und Hoffnung sind in ihm. In seinen Augen, die nach der Ferne suchen, liegt ein sieghaftes Glänzen: Dort ist Ziel, Zukunft und Werk, dort wartet neue Liebe, warten neue Menschen, die er beglücken will und die er reich machen muß. So unendlich reich, wie er Friederike Brion trotz allem gemacht hat.

Friederike Brion ist 1813 unvermählt und sechzigjährig gestorben. Ihr Herz war noch immer voll der einen, großen Liebe zu Goethe.

---



## Bunte Chronik



*** Wieviel Ahnen hat ein Mensch?** Bei einer rein theoretischen Beantwortung dieser Frage kommt man auf dem Wege der Berechnung zu geradezu phantastischen Zahlenreihen. Jeder Mensch hat 2 Eltern, 4 Großeltern, 8 Urgroßeltern, 16 Ururgroßeltern und so fort. In der 10. Geschlechterfolge nach rückwärts hat der Mensch schon über 1000 Vorfahren, in der 16. Geschlechterfolge schon über 65 000, und bereits mit der 20. Geschlechterfolge ist die Million überschritten, in der 31. Geschlechterfolge aber hat die Ahnenzahl schon eine Milliarde erreicht, und die Zahl der Ahnen, die einer unserer Zeitgenossen zur Zeit Karls des Großen gehabt haben muß, würde die Zahl von 8 Milliarden überschreiten. Soweit die Theorie — in der Praxis werden diese Zahlenreihen natürlich ganz erheblich eingeschränkt. Bei obiger Berechnung ist nur die Zahl der Ahnen eines einzigen Menschen ermittelt; jeder seiner Zeitgenossen hat aber den gleichen Anspruch auf dieselbe Zahl von Ahnen, die Ahnenreihe darf daher nicht vereinzelt betrachtet werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß dieselbe Person in der Regel wiederholt erscheint oder daß sich Geschwister darunter befinden. So scheidet aus der obersten Ahnenreihe aus der Zeit Karls des Großen schon etwa eine Milliarde von Personen aus. Bei Heiraten zwischen Geschwisterkindern fällt schon ein Viertel der obersten Stammreihe weg, und durch jede Blutsverwandtschaft wird aus den obersten Reihen der Vorfahren von vornherein eine bedeutende Anzahl ausgeschaltet. So schmelzen die theoretisch errechneten Milliarden wieder auf ein faßliches Maß zusammen.

## Lustige Rundschau



*** Angler.** Abel angelt. — Fragt Flaum: „Beißen sie hier an?" — „Und ob. Ich habe seit acht Tagen an dieser Stelle schon zwei Barsche herausgezogen." — „Fabelhaft. Und da gibt es Leute, die behaupten, hier gäbe es wenig Fische."

*

*** Mahnung um die Ecke.** „Jedesmal, wenn ich dich treffe, muß ich an Busse denken." — „Komisch. Sehe ich ihm denn so ähnlich?" — „Das nicht. Aber er ist mir auch zwanzig Zloty schuldig."

---

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.